

## Die Gewöhnung an den Krieg.

Eine Mahnung an das Gewissen.

Man kann darüber schweigen oder die Tatsache ertuschen. Zeugnen läßt sie sich aber beim besten Willen, v. s. h. r. l. i. c. h. d. a. i. s. t., durchaus nicht: wir haben uns an den Krieg gewöhnt. Und wenn man Augenblicke des Erwachens hat, so ist es erschreckend, bis zu welchem Grade wir gegen das Furchtbare abgestumpft sind. Die Menschheit hat sich mit der Tatsache des Krieges im zwanzigsten Jahrhundert abgefunden und interessiert sich jetzt nur noch für die Details, soweit diese eine gewisse Spannung verschaffen. Die heroischen Gesten der Zuschauer werden ein bißchen träge, die scharfen, treffsicheren Worte der Anfangsbegeisterung werden, immer und immer wieder verwendet, gleichgültig und langsam legt die Gewöhnheit ihren grauen Schleier über alles Geschehen. Wir empfinden den Krieg schon lange nicht mehr. Als Antwerpen beschossen wurde, hat Europa in Grauen und Entsetzen gezittert wie vor einem furchtbaren Naturereignis; als die ersten Verlustlisten erschienen, haben wir die Toten und Verwundeten gezählt, die sie verzeichneten, haben mit Angst und Verzweiflung zuerst bekannte Namen gesucht und wir Frauen haben geweint, weil drei Tote in der ersten Liste standen, die noch nicht 25 Jahre alt waren. Unsere Phantasie hat uns den Gram der Mütter, den Kummer der Väter so greifbar deutlich gemacht, daß wir es miterlebten, was da Entsetzliches geschehen war. Und jetzt? Wenn eine neue Stadt in Serbien erobert wird, sagen wir mißmutig: „Jetzt erst? Ich habe geglaubt, die ist schon längst gefallen!“ Wie lange das doch dauert mit dem kleinen Land! Die Verzweiflung, daß Menschen auf ihresgleichen schießen wie auf junge Hasen, die kommt uns gar nicht mehr in den Sinn. Die Landkarten mit den schönen lustigen Fähnchen, die voriges Jahr in keiner „besseren“ Familie fehlen durften, verschwunden allmählich wieder, und die Zeiten, da man morgens der Zeitungsaussträgerin bis zur nächsten Straßenecke entgegenging, sind endgiltig vorbei. Man kann die Nachrichten jetzt wieder in Ruhe erwarten und liest sie ganz behaglich beim Frühstück. Jedes Blatt, das man in die Hand nimmt, bedeutet ja ein paar tausend zerstörte Menschenleben, bedeutet Grauen und Verzweiflung für blühende Städte und Länder. Aber wir haben uns daran gewöhnt, und nachdem wir den Kriegsbericht überflogen haben, lesen wir auch noch die anderen Abschnitte der Zeitung, das Feuilleton, Kunstnachrichten und — nun ja, mein Gott, man ist ja auch nur ein Mensch — auch den Vergnügungsanzeiger und die Klatschchronik. Als die erste Schlacht in Galizien begann, da schrieb ein großes Wiener Blatt: Wir alle halten bang den Atem an. Heute sagt man, wenn die gewaltigen Kämpfe bei Görz andauern, mit leichtem, verschämtem Gähnen: „Nichts Neues heute.“ Und ist doch so viel neues Leid und neuer Jammer haben wie drüben.

Auch die großen Unterschiede tauchen wieder auf, die scharfe Gliederung des Volkes in die zwei Lager der Besitzenden und der Besitzlosen. Bei Kriegsbeginn schienen sie verschmolzen, sogar in unserem lieben Wien mit seiner sehr klassenbewußten Bourgeoisie. Ein Gedanke, ein Wunsch, eine Gefahr, die uns allen drohte, hat die Gegensätze für kurze Zeit geeint. Aber je weiter der Krieg von uns abrückt, je sicherer wir uns hier auf unserer Scholle fühlen dürfen, umso mehr versinken wir in den alten behaglichen Schlendrian egoistischer Gleichgültigkeit, den man so schön: echte Wiener Gemütlichkeit nennt. Wir interessieren uns wieder für Theaterklatsch und für Privatklatsch, für Moden und gute Wize und regen uns sehr darüber auf, wenn ein Tenor von einer Bühne zur anderen übergeht. Oder wenn Frankreich auch die Siebzehnjährigen zu den Fahnen ruft. Weil wir nämlich, wie der schöne französische Ausdruck lautet, keine andere Klagen zu peitschen haben.

Die arbeitenden Schichten des Volkes aber unterliegen so stark dem Druck der geänderten Lebensverhältnisse, daß auch hier die Teilnahme am großen Weltgeschehen erlahmt. Sicherlich wird in allen Kreisen jeder und jede, die einen Sohn, einen Bruder, einen Gatten an der Front haben, nicht aufhören, um ihn zu sorgen, an ihn zu denken. Das ist aber nicht Interesse am Krieg, sondern am Einzelschicksal und entbehrt daher jeder erhebenden Wirkung. Die Proletarier Wiens leiden so schwer unter der Leuerung, sie haben so furchtbar zu kämpfen, um ihre Kinder nicht verhungern und erfrieren zu sehen — an das Hungern und Erfrieren mußten sie sich leider schon gewöhnen —, daß sie über der Wirkung die Ursache vergessen. Sie denken nicht mehr so viel an den Krieg, weil ihnen die Presse so viel Kopfschmerzen machen und ihnen die maßlos gesteigerte Arbeit auch gar keine Zeit dazu läßt. Das ist auch eine Art Gewöhnung.

Vanz anders liegt die Sache natürlich in den Kreisen der Besitzenden. Sicherlich haben auch hier viele, allzu viele die schwerste aller Steuern, die Blutsteuer, entrichtet. Aber ein angenehmer Zufall fügte es, daß gerade von den Dienstpflichtigen der Wiener Intelligenz ein recht ansehnlicher Teil im Lokaldienst verwendet wird und zahlreiche Unentbehrlichkeiten sich ergaben. So bleiben viele Familien der besseren Stände ruhig in gewohnten Verhältnissen und da sie mehr oder minder tonangebend sind, kann einen die Wirkung auf das Geistesleben nicht weiter wundernehmen. Im vorigen Jahre war die Begeisterung für den Krieg gewaltig. Man konnte von nichts anderem sprechen, die friedlichsten Bürger wollten durchaus Ritzeners Kopf und erklärten, ohne die gänzliche Vernichtung Englands und seine Absperrung vom Meer nie mehr glücklich werden zu können. Sie suchten gewaltig mit strategischen und politischen Kraftausdrücken herum und wollten unbedingt die halbe Welt erobern. Daß sie einmal Kulturmenschen waren, hatten sie ganz vergessen und einen großen Altar errichtet, auf dem Hindenburg und dem 42 Zentimeter-Mörser göttliche Verehrung erwiesen wurde. Ohne Stridzeug oder Charpie war eine Dame im vorigen Jahre „unmög- lich“ und der Kriegsthee zeichnete sich durch spartanische Einfachheit aus. Man arbeitete in Sparsamkeit, in Vaterlands- und nationaler Einheit, man trug soziales Verständnis und Allgemeinmitleid, wie man heuer weite Röcke trägt. Kura und aut, die acwissen lieben Wiener hatten

ein hübsches, neues und sehr interessantes Spielzeug bekommen und spielten damit mit allem Eifer.

Der hat nun heuer bedeutend nachgelassen. Der Krieg greift ja so tief in unser aller Existenz hinein, daß wir seiner niemals vergessen können. Aber man versucht es doch redlich. Der Krieg ist nicht mehr modern. Die Zeitungen erzählen zwar immer noch von der Selbstenwacht an den Grenzen, von der wahrhaft bewundernswerten Tapferkeit, von der Dankbarkeit der Frauen und Kinder und vom Durchhalten. Aber es fällt ihnen auch kein neues, scharfes Wort ein, kein Trompetenstoß reißt uns aus der Lethargie und je weiter sich der Krieg von uns entfernt, um so gründlicher vergessen wir, welche furchtbare Sache er ist und welche furchtbare Opfer er kostet. Haben wir uns schon voriges Jahr den galizischen Flüchtlingen im höchsten Grade überlegen gefühlt und sie unsere Ueberlegenheit, die hauptsächlich auf angenehmen geographischen Zufälligkeiten beruhte, tüchtig empfinden lassen, so sind wir jetzt fest entschlossen, sie zu vergessen. Was geht das uns an, was aus den vater- und mütterlosen Waisen in Drobabneg wird, was kümmern uns denn überhaupt galizische Verhältnisse? Wien liegt nicht in Galizien. Gott sei's gebant!

Damit soll keine Lanze für die „Flüchtlinge“ eingelegt werden. Gewiß, es ließe sich manches, vieles gegen sie einwenden, namentlich gegen die Damen (nicht: Frauen), deren Gewohnheiten und Sitten gewiß nicht vorteilhaft gewirkt haben. Aber zu all dem ist jetzt nicht die geeignete Zeit, das müssen wir jetzt beiseite schieben. Die Pflicht der Dankbarkeit, die uns mit diesen Vertriebenen verbindet, muß stärker sein bei einem tüchtig empfindenden Volk als jede Kritik. Wir aber finden, daß der Wiederaufbau Galiziens sozusagen eine Privatangelegenheit ist, in die wir uns keineswegs einmengen wollen. Wir bringen wahrhaftig Opfer genug; verzichten wir doch schon seit drei Vierteljahren auf die Salzstangerln! Kann man eigentlich von einer Reichs- hauptstadt, der Zentrale der Intelligenz, mehr verlangen?